



BEHUTSAME FORT-SCHRITTE: Jürgen Becker und Rango Bohne.

Bild: Brigitte Friedrich

Frische Worte für „alte“ Sachen

Jüngste Gedichte des Kölner Autors Jürgen Becker: „Odenthals Küste“

Von Karl H. Karst

„Odenthals Küste“ liegt nicht weit von Köln, dort nämlich, wo Jürgen Becker seit Jahren schon seine Wohnstatt hat. Nur das prähistorische Gedächtnis, so verrät uns der Klappentext, weiß, daß vor Millionen von Jahren hier „das Meer an eine Küste schlug, die der Autor von seinem Fenster aus in der gegenüberliegenden »Küste der Wälder« wiedererkennt“.

Rango Bohne, Jürgen Beckers Frau, hat diesen Wald für den Buchumschlag fotografiert. Mit ihr schrieb er sein vorletztes Buch „Fenster und Stimmen“, ein Gespräch zwischen darstellender Kunst und Literatur, eine Gegenüberstellung von Bildern und Gedichten, ein poetischer Disput zuweilen.

Es scheint, als setze er sich fort in Beckers jüngstem Buch, dessen Texte mitunter selbst zu Bildern geraten sind, zu einer neuen Bemühung, Wirklichkeit in Worte zu fassen, auch Sinnestäuschungen wahrzunehmen.

„Odenthals Küste“ — wieder ist es ein Ort, der den Titel bildet, wieder sind es Landschaften und Ortsveränderungen, die den

Schreib-Impuls gaben. Und wieder sind es behutsame Fortschritte in die Natur der Sprache und die Sprache der Natur, die Becker feinfühlig unternimmt.

„Geländefahrt“, so heißt der erste Zyklus des Buches. Eine zärtliche Annäherung an die Natürlichkeit der Welt — und dennoch keine Naturlyrik. Eher ist es die Suche nach neuen Worten

Jürgen Becker: Odenthals Küste.
Gedichte. Suhrkamp-Verlag, 151 S. 26 DM.

für „alte“ Sachen und „alte“ Empfindungen.

Synthetisches und Organisches stehen sich gegenüber, als gelte es, ihren Zusammenhalt zu prüfen. Und als gelte es festzustellen, ob sich über die Natur noch schreiben läßt angesichts einer unorganisch gewordenen Sprache und einer Zerstörung ihres Gegenstandes, des Organismus Natur.

Das „gläserne Gebäude“, so nennt sich Teil 2 des Buches, beschreibt die Sphäre des Synthetischen. Ein anderer Ort, ein an-

derer Stil. Dort die Natur und ihre Beschreibung in kurzen sprachlichen Tupfern, hier das klimatisierte Arbeitsleben und seine Fixierung in gebrochenen Zeilen. Das eine ist sorgsam vom anderen getrennt. Die Natur hat ihre Wörter an das Synthetische abgetreten.

Einzelne Zeilen der Gedichte stehen wie unwiderruflich da, sind Endstufen einer langen inneren Wörterwahl, sind Reaktionen auf einen Impuls, der als Anlaß in Vergessenheit gerät. Da finden sich Ruhezeilen, in denen die Sätze spürbar atmen, nach einer langen kontemplativen Versenkung.

Andere bleiben ihren Anlässen nahe. Sie sind Momentaufnahmen eines Augenmenschen, der sozusagen mit den Wörtern sieht oder besser: mit den Augen schreibt. Einer, der unentwegt der Bilderwelt Bedeutung gibt, sie einfängt und einfriert in Sekundensätzen, damit sie ihren wirklichen Charakter zeigt — und erhalten bleibt über ihre mögliche Zerstörung hinaus.

In der „Scheune“, dem letzten Zyklus des Bandes, ist dieses Bildfangen zum Stilprinzip geworden. Ein „Fensterfilm“ mit harten Schnitten, kurzen Aufblenden, knappen Inserts und stetem Wechsel der Position.

Alles ist in diesem Buch enthalten: von der knappen Notiz über die lyrische Zeile bis hin zur Prosa-Miniatur, mit der es schließlich endet — ohne Punkt: „Unendliches Gehen, das eine fortgesetzte Beschreibung verspricht, sonst nichts verlangt, keine Augenzeugen im Dunkel“ — ein kleines Brevier!